

Rezensionen

Britt-Marie Schuster, *Die Verständlichkeit von frühreformatorischen Flugschriften. Eine Studie zu kommunikationswirksamen Faktoren der Textgestaltung*, Hildesheim / Zürich / New York: Georg Olms 2001 (= *Documenta linguistica*, Studienreihe 4), 649 S.

Für diese Dissertation braucht man viel Geduld und gute Augen. Gute Augen deshalb, weil die zitierten Textausschnitte für manche (ältere) Leser doch sehr klein sind (insbesondere die kursiv gedruckten Teile); viel Geduld deshalb, weil die Abhandlung sehr lang ist (649 Seiten) und weil fast jedes Thema in verschiedenen Teilen des Buches dargestellt wird, was ein Hin- und Herblättern erfordert: Die Themen »Kohärenz« und »Kohäsion«, »Referieren« und »Referenzrelationen«, »Themenverknüpfung«, »Argumentieren« werden z. B. zuerst theoretisch eingeführt (114 Seiten), dann an Textausschnitten analysiert (334 Seiten), zu denen man sich in den fünf Anhängen noch einmal vertiefen kann: a) durch Beispieltexte für das Referieren und Koreferieren (20 Seiten); b) durch tabellarische Darstellungen der Themen der 11 Texte des engeren Korpus (63 Seiten); c) durch die textorganisierenden Mittel des engeren Korpus (25 Seiten); d) durch alle verständnisfördernden Prozeduren (43 Seiten) und e) durch die propositionalen und illokutiven Verknüpfungen zweier Äußerungen (12 Seiten). Es kann aber hier schon gesagt werden, daß, wer die Mühen des intensiven Lesens auf sich nimmt, reich belohnt wird.

Britt-Marie Schusters akademische Lehrerin, Monika Rössing-Hager, hatte in mehreren Studien beschrieben, wie durch leicht verständliche Syntax und kurze prosodische Phrasierungseinheiten eine gute Verstehbarkeit gewährleistet wurde, selbst wenn ein damaliger Rezipient diese Flugschriften nur vorgelesen bekam. Schuster weitet dieses Thema nun aus und fragt, welche sprachlichen Phänomene es überhaupt sind, die ein leichtes bzw. erschwertes Textverständnis bedingen. Das tut sie anhand von fünf Fragestellungen:

- a) Sind die Referenzobjekte und die textinternen Koreferenzen gut erkennbar?
- b) Wie verständlich werden Themen nacheinander entwickelt und miteinander verknüpft?
- c) Wie durchsichtig wird argumentiert?
- d) Wie deutlich wird der Text gegliedert?
- e) Machen verstehensunterstützende Formulierungsverfahren (= »relationale Sprachhandlungen«) wie Erläuterungen, Erklärungen, Spezifizierungen usw. den Text verständlich?

Diese Fragen diskutiert die Autorin an einem engeren (vollständig analysierten) Korpus, das aus 11 Flugschriften besteht, und an einem weiteren, ebenfalls 11 Texte umfassenden Korpus. Die Texte sollten für frühreformatorische Flugschriften typisch sein, d. h. im Zeitraum zwischen 1520 und 1525 liegen; sie sollten an einen weiten Personenkreis gerichtet sein, mehrere Themen des reformatorischen Diskurses behandeln (dazu paßt dann nicht so gut die Flugschrift von Hartmut von Cronberg; S. 331), und sie sollten das medienspezifische Funktionsspektrum des Anklagens, Belehrens, Widerlegens und Ermahnens enthalten. Vertreten sind sowohl die Protagonisten der Reformation (Martin Luther mit sechs Texten, Eberlin von Günzburg mit vier Texten), Luthers revolutionärer Widerpart Thomas Müntzer (drei Texte) und sein gemäßigter Kritiker Karlstadt (ein Text); dazu kommen drei Texte von Frauen (zwei von Argula von Grumbach, einer von Ursula von Weida). Frauen als Autorinnen sind ja in letzter Zeit stärker ins sprachwissenschaftliche Interesse gerückt

worden (die Autorin hatte zu Ursula Weida schon einen Aufsatz veröffentlicht). Alle anderen Autoren sind jeweils mit einem Text vertreten. Es wird nicht gesagt, wie lang die einzelnen Texte sind (der von Cronberg ist ziemlich kurz, vgl. S. 332).

Warum gerade diese Autoren gewählt wurden und warum Luther, Eberlin und Müntzer mit mehreren Texten vertreten sind, wird nicht gesagt. Man hätte ja das Korpus hinsichtlich des Kriteriums »Verständlichkeit« schärfer konturieren können: akademisch gebildete Schreiber vs. Handwerker, Altgläubige vs. Reformatoren, Männer vs. Frauen, Abhandlungen vs. Dialoge (letztere fehlen ganz, aber dialogische Verfahren werden intensiv diskutiert). Repräsentativität wurde nicht angestrebt. Aber man kann wohl sagen, daß keine der Flugschriften ganz aus dem Spektrum ihrer typischen Vertreter fällt.

Schuster teilt ihre Untersuchung in zwei Teile: erstens in Untersuchungsobjekte, die die Kohärenz betreffen (die Fragestellungen a) bis c)); zweitens in solche, die die Textverständlichkeit fördern (die Fragen d) und e)). Was nun die ersten drei Themen betrifft (»Verstehen, wer oder was gemeint ist«, »thematische und argumentative Verknüpfung«), so diskutiert Schuster diese zuerst theoretisch (Kap. 3.1. bis 3.3.), dann erst, wieder in einem Block, also nach vielen Seiten getrennt von der theoretischen Einführung, am sprachlichen Material (3.4. bis 3.6.). Das macht den thematischen Überblick etwas schwierig. In allen drei Bereichen gibt es auch Theoretiker, denen sich Schuster anschließt (beim Thema »Koreferenz«: Peter Pause; bei »Themenkohärenz«: Andreas Lötscher; bei »Argumentieren«: Josef Klein). Schon in den theoretischen Einführungen werden immer wieder Beispiele für unglückliche Formulierungen zitiert, jedoch erst im zweiten Durchgang genauer betrachtet.

Schreibgewohnheiten, die die Verständlichkeit der Redeobjekte beeinflussen, sind z. B.: mißverständliche Personalpronomen (S. 116–119), Mißverständlichkeit des Adressaten (S. 119 f.) oder eines Ortes (S. 120–122), pronominale »Irrläufer«, denen entweder keine oder mehrere Vorerwähnungen entsprechen (S. 122–125), schwer beziehbare Pronominaladverbien und Artikel (S. 125–132). Schon hier stellt sich heraus, daß bestimmte Autoren besonders verständlich (Luther), andere besonders schwierig formulieren (Müntzer, vgl. S. 117, 124, 131; *Schlüssel Davids*, S. 117, 119; Weida, S. 121; A. v. Grumbach S. 124; zusammenfassend S. 131 f.). Manche Autoren setzen Namenskenntnis voraus (Grumbach), andere nicht (Luther; S. 133 f.); und ebenso das Wissen, wer mit bestimmten Schimpfwörtern (*Bruder Mastschwein*) gemeint ist (Müntzer, Weida, S. 134 f.), was bestimmte biblische Metaphern bedeuten (besonders Müntzer, S. 138), auf welche anderen Flugschriften verwiesen wird (besonders Müntzer und Eberlin, S. 139). Außer bei Luther und Hartmut von Cronberg gibt es bei allen Autoren in diesem Punkt Defizite (S. 140).

Probleme bei der Wiedererkennbarkeit schon eingeführter Redegegenstände gibt es, wenn Pronomen, Artikel und Relativjunktionen nicht eindeutig sind, auf zu weit zurückliegende Referenten verweisen (häufig bei Grumbach, Müntzer und *Schlüssel Davids*, S. 149); wenn nicht erkennbar ist, ob gleiche Wortformen individualisierend oder typisierend gemeint sind (einmal bei Müntzer, S. 151); wenn kulturelles Wissen fehlt, um unterschiedliche Ausdrücke als Synonyme zu erkennen (bei Müntzer und *Schlüssel Davids*, S. 153) oder wenn zwei Metaphern nicht zueinander passen (S. 154; Zusammenfassung: S. 155 ff.).

In ebenso gründlicher Weise geht Schuster die thematische Organisation der Flugschriften durch (S. 167–196). Dabei stellt sich heraus, daß Grumbach, *Schlüssel Davids* und in geringerem Maße auch Müntzer durch Mehrfachbehandlungen (Schleifen) und Unterbrechungen, durch assoziativen Themenanschluß, Nichtmarkierung eines thematischen Neuansatzes dem Leser bzw. Hörer den thematischen Ablauf schwer erkennbar machen, während Weida, Eberlin, Cronberg und insbesondere Luther eine klare Themenstrukturierung vornehmen. Am Vergleich zwischen Grumbach und Luther stellt Schuster auch zum ersten Mal das eher ungeübte, assoziative, voraussetzungsreiche Schreiben dem geplanten, den Wissensstand des Adressaten immer mitbedenkenden Schreiben gegenüber; sie nennt diese Schreibweisen »habituell« vs. »strategisch« (S. 195 f.). Der Vergleich ist insofern ein bißchen unfair, weil Luther im Wissen um die gedruckte Veröffentlichung schrieb, während Grumbach beim Schreiben ihres Briefes an die Ingolstädter Theologen vermutlich noch nicht an eine Veröffentlichung dachte.

Eine erschwerte Durchschaubarkeit argumentativer Verhältnisse ergibt sich durch fehlende oder mißverständliche Konnektoren, durch fehlende inhaltliche Verbindungen, Unklarheiten bei inhaltlichen Relationen und Anschlußstellen für neue Propositionen, durch Ambivalenzen, ob ana- oder kataphorischer Bezug gemeint ist, ob eine Proposition Folgerung oder Begründung ist (S. 197–214) und durch das manchmal diffuse Funktionspotential der Konnektoren *und, dann, dieweil, aber* (S. 214–220; Zusammenfassung: S. 221 ff.). Dann geht Schuster einige Flugschriften gesondert durch (Grumbachs *Brief an die Universität Ingolstadt, Schlüssel Davids, die Fürstenpredigt* und die *Adelschrift*) und stellt fest, daß jeder Autor, jede Autorin ein eigenes argumentatives Verfahren bevorzugt (Grumbach: klare Erkennbarkeit der Folge Behauptung – Begründung – Folgerung, weniger klar bei der Contra-Argumentation; *Schlüssel Davids*: Progression über Fragen und Antworten; Bibelzitate fungieren nicht als Begründungen, sondern als stilistisch überhöhte Schilderungen angeprangerter gesellschaftlicher Verhältnisse; Müntzer: Bibelzitate mit Begründungsfunktion bei sonst schwierigen Zuordnungen einzelner Teile. Von allen unterscheidet sich wieder positiv Luther: klare syllogistische Strukturen, viele Exempel; Zusammenfassung: S. 243 f.).

Im zweiten Teil wiederholt Schuster ihr Verfahren, zuerst allgemeine Informationen (hier: zeitgenössische Rhetoriken und deren Aussagen zur Textstrukturierung; die medialen Bedingungen zwischen Mündlichkeit, Schriftlichkeit und bildlicher Darstellung; Kap. 4.1.; 4.2.), dann eine themenspezifische theoretische Fundierung zu geben (»textorganisierende Äußerungen« = alle Markierungsformen für Textgliederung, 4.3.; »relationale Sprachhandlungen« = die Formulierungsverfahren Paraphrasieren, Explizieren, Erläutern, Erklären-warum, Identifizieren u. a., 4.4.). Dann erst werden diese Themen an den Texten selbst untersucht (4.5.; 4.6.). Bei den Gliederungsindikatoren stehen kaum strukturierte Texte (Grumbach, *Schlüssel Davids*) den Texten mit erkennbarem Grundgerüst (Cronberg, Eberlin, Müntzer; Zusammenfassung: S. 341 f.) und solchen mit gut ausgebauter Textarchitektur (Luther, Weida) gegenüber (Zusammenfassung: S. 362). Die verstehenshelfenden Formulierungsverfahren geht die Autorin einzeln durch und vergleicht ihre Vorkommenshäufigkeit in Tabellen. Wieder steht Luther an erster Stelle der Textdeutlichkeit, oft mit großem Abstand zu anderen Autoren und Autorinnen. Insgesamt gesehen gibt es bei ihnen hinsichtlich der einzelnen beobachteten Kategorien nie eindeutige Parallelen, sondern jede(r) schreibt mit seinen bzw. ihren eigenen Gewohnheiten, und so ergeben sich auch für jeden Text ganz unterschiedliche Verstehenshürden. Als besonders gut verständlicher Autor in allen Aspekten erweist sich Luther, Weida besonders bei der Themenstrukturierung (S. 342).

Der große Gewinn dieser Arbeit liegt zweifellos in dem Beitrag zur Klärung der Frage, auf welche Weise mündliche Vertextungsverfahren in den Flugschriften verwendet wurden. Schuster unterscheidet hier zwischen »habituellem« und »strategischem« Schreiben (ihre Ergebnisse faßt sie auf S. 427 ff. zusammen). Man hat beim Lesen von reformatorischen Flugschriften ja oft den Eindruck, daß ihre Textformen das Verstehen einerseits hemmen, weil wie beim Sprechen face-to-face zuviel Wissen vorausgesetzt wird; daß sie andererseits aber das Verständnis erleichtern (besonders bei Luther). Mit dem »habituellem Schreiben« meint Schuster ein solches, das nicht Rücksicht auf unbekannt Rezipienten nimmt, denen die Inhalte des aktuellen Disput, situative Gegebenheiten, Beteiligte an der Kontroverse, spezielles (z. B. theologisches) Wissen usw. vielleicht nicht bekannt sind. »Strategisches Schreiben« zeichnet sich dadurch aus, daß der Autor ständig Rücksicht auf die Verstehensmöglichkeiten des Publikums nimmt. Hier gewinnen dann bestimmte mündliche Formulierungsweisen ihren großen Wert: z. B. Frage-Antwort-Progression und fingierte Dialoge, Anrede und Einbezug des Rezipienten, Ausrufe und andere Formen von Emotionalität, Formeln und Phraseologismen, Korrekturen, Redundanz durch Paraphrasen und Beispiele (Zusammenfassung: S. 427–436). Es ist Britt-Marie Schuster hoch anzurechnen, daß sie diese Fragen einmal in ihrer ganzen Breite diskutiert hat, nicht nur bezogen auf Syntax und Lexik. Sie hat damit gezeigt, daß sehr viele Elemente dabei eine Rolle spielen und daß die Autoren ganz unterschiedlich vorgehen.

Nun handelt das Buch ja von Textverständlichkeit. Und da hapert es manchmal. Große Mühe macht es z. B., die Textausschnitte, die als Belege oder Beispiele für die einzelnen Phänomene angeführt werden, gleich beim ersten Lesen zu verstehen, weil keine thematischen Einleitungen gegeben werden. So muß man sich oft bis zum zweiten und dritten Satz durchkämpfen, um einigmaßen zu

verstehen, wovon der Text eigentlich handelt. Schon ein in eckige Klammern gesetztes erläuterndes Substantiv nach einem Pronomen gleich im ersten Satz hätte hier geholfen. Ein weiteres Handicap sind die schon erwähnten thematischen Brüche; sie erinnern an diejenigen der Argula v. Grumbach, deren Themenunterbrechungen Schuster auf S. 170 skizziert. Aber auch sonst ist das Buch nicht einheitlich. Bei den Kapiteln über Referenzherstellung, Themenorganisation und Argumentation werden ganze Texte durchgegangen und miteinander verglichen; bei der Textgliederung und den Formulierungsverfahren werden nur Beispiele gegeben; auf Vergleiche wird verzichtet. Mal sind die Materialien im Anhang, mal im Analyseteil (S. 302 ff.); mal wird die theoretische Darstellung getrennt von der Untersuchung, mal auch in diese integriert (S. 310 ff.).

Johannes Schwitalla

Une expérience rhétorique. L'éloquence de la Révolution, Textes réunis par Éric Négrel et Jean-Paul Sermain, Oxford: Voltaire Foundation 2002 (= Studies on Voltaire and the eighteenth century 2002, 2), 333 S.

Ce volume rassemble les conférences d'un colloque du même titre tenu à Sarrebruck en 1998. Les trois parties dont se compose le recueil contiennent des travaux d'approches différentes qui, le plus souvent, reposent sur des études de cas détaillées. Le livre est accompagné d'une bibliographie soigneusement établie par Eric Négrel et des documents contenant des parties du matériel analysé, comme des images, des notes, des transcriptions, reproduites dans les annexes des articles.

La première partie »Modes oratoires« (pp. 17–101) nous présente, sous le titre L'événement, une sorte d'introduction assimilant l'événement rhétorique au concept de *performance* (cf. le travail d'Aurelio Principato sur l'action oratoire: *Comment restituer l'action oratoire de la Révolution?* et celui de Peter France comparant deux villes: *A Tale of two cities: l'éloquence à Westminster et à Paris*, pp. 17–44). Cette première partie est étayée par la discussion sur les traditions rhétoriques regroupant sous le titre *Procédés: la tradition*, l'article de Sylviane Léoni (sur le laconisme chez Saint-Just, pp. 45–54), celui de Peter Krause-Tastet (sur l'imitation du modèle de l'antiquité, pp. 55–64) et celui d'Isabelle Martin (sur la rhétorique de la chaire, analysant les discours d'Yves-Michel Marchais, pp. 65–72). Le dernier paragraphe de la première partie, intitulé *Dynamiques interactives*, propose des analyses précises de certains discours controversés à un moment historique donné: Sonia Branca-Rosoff sur la controverse quant au statut des comédiens, des bourreaux et des juifs (23 décembre 1789), pp. 73–87, et Sophie Wahnich sur la prise de position face aux menaces de guerre en juin 1792, pp. 89–101.

La seconde partie »Diffractions de l'éloquence« (pp. 103–218) expose des travaux sur les *médiation*s, relatant, entre autres, le rôle du théâtre (Hans-Jürgen Lüsebrink, pp. 105–120; Éric Négrel, pp. 147–164) et de la chanson révolutionnaire (Herbert Schneider, pp. 121–146), ainsi que, sous le paragraphe *traductions – citations*, deux articles sur les traductions (Annette Keilhauer, pp. 191–208) et la réception en Allemagne (Ingrid Weber, pp. 209–218); Maria Giesche, quant à elle, parle de la réflexion sur la rhétorique musicale, pp. 165–180. La dernière partie s'occupe plus particulièrement des »Réflexions rhétoriques« qui, d'un côté, se réfèrent à des positions de l'époque: sous le titre *Les intentions révolutionnaires*, pp. 221–268, suivent les articles de Jacques Guilhaumou: *La rhétorique des porte-paroles* (1789–1792), pp. 219–229, de † Brigitte Schlieben-Lange/Jochen Hafner: *Rhétorique et Grammaire générale dans les Ecoles centrales*, pp. 231–244 et de Jean-Paul Sermain: *Une rhétorique républicaine: L'essai sur l'art oratoire de Joseph Droz* (1799), pp. 257–268. De l'autre côté, les contributions envisagent la rétrospection: les travaux de Patrick Brasart (*Les rendez-vous manqués: Mme de Staël*, pp. 269–276), de Maité Bouyssy (*Bertrand Barère ou l'impossible fuite dans l'encre*, pp. 277–296) et d'Anne Vibert (*L'éloquence révolutionnaire: modèle ou contre-modèle pour l'éloquence politique au XIX^e siècle?*, pp. 297–311), regroupés sous le titre *Constructions rétrospectives*, présentent des points de vue sur l'évaluation et l'évolution de l'éloquence au XIX^e siècle.

Ce travail d'édition parvient ainsi à structurer un vaste champ de recherche qui offre des perspectives multiples en même temps que des intersections et associations importantes. Le fil conducteur chronologique, qui accompagne en ›basso continuo‹ cette organisation thématique, permet au lecteur de progresser logiquement dans une optique historique. Ainsi, le parcours nous mène des questions de départ, concernant les conditions spatio-temporelles du discours oral et les traditions rhétoriques du XVIII^e siècle, au cœur même de ce »moment rhétorique« (Sermain) que représente la Révolution avec toutes ses ambiguïtés et ses dilemmes, pour, finalement, aboutir au destin de l'éloquence et son autoréflexion au XIX^e siècle. Le lecteur retire de sa lecture un horizon s'ouvrant largement à la fois sur des vues spécifiques concernant l'histoire de l'éloquence, qui implique le rôle de la tradition du XVIII^e siècle pour cette étape décisive de la Révolution et ses répercussions au XIX^e siècle, de même que sur l'actualité des mouvements sociaux et leur rapport à ›la parole‹, c'est-à-dire le rapport ›choses-mots-actions‹. Les approches réunies dans ce volume mettent en évidence l'aspect interdisciplinaire, ou, mieux encore la nécessité d'une recherche interdisciplinaire, pour éclaircir toutes les dimensions de ce sujet. Cette interdisciplinarité est équilibrée par des études de cas très minutieuses qui fondent les réflexions, et qui représentent, en quelque sorte, des analyses de discours proprement dites.

Ainsi, la première partie aborde des aspects allant de l'action oratoire elle-même jusqu'aux traditions rhétoriques mises en œuvre ou sous-jacentes aux différents modes oratoires. Comment imaginer l'oral, le gestuel (Principato), la performance du discours? Ici la question des conditions matérielles dans les assemblées entre en jeu (pp. 26–27), autant que les traditions culturelles différentes qui influencent directement les modes de discours, c'est-à-dire ceux de l'argumentation, les diverses traditions entre la France et l'Angleterre, comparées par Peter France (pp. 35–44). L'approche de Martin (pp. 65–76), de Léoni (pp. 45–54), et de Krause-Tastet (pp. 55–64) consiste à procéder à une analyse stylistique, une analyse de discours de différents débats, souvent controversés, comme dans les contributions de Martin et de Branca-Rosoff (sur l'attitude à prendre envers les bourreaux, les comédiens et les juifs, pp. 73–87). À partir de ces analyses, l'opposition fondamentale de la rhétorique antique émerge entre asianisme et atticisme qui sera associée, vers la fin du XVIII^e siècle, à des courants politiques opposés. La question de l'opposition de ces deux styles se reflète et s'accroît déjà par l'influence croissante des Lumières au cours du XVIII^e siècle. L'opposition qui se trouve en arrière-plan de cette différenciation (dans la perspective philosophique) est celle entre les facultés de l'âme *imagination* et *raison*. C'est-à-dire qu'il s'agit d'une séparation fondamentale distinguant, de manière presque inconciliable, le monde subjectif des sentiments, des passions et des émotions du monde ›objectif‹ de la raison et de ses jugements. Cette répartition, dotée d'une évaluation négative, implicite d'un de ces mondes (de l'imagination, naturellement), se retrouve dans les styles différents de l'asianisme et de l'atticisme, et sera transposée par Condillac dans une distinction générale entre »style des images« et »style des analyses« (*Oeuvres philosophiques* 1947: p. 601). La discussion de l'attitude négative commune de la philosophie des Lumières envers l'éloquence et la subjectivité avec son impact pour le traitement de la rhétorique pendant la Révolution représente un des thèmes centraux des seconde et troisième parties du volume.

Dans la seconde partie (»Diffractions de l'éloquence«, pp. 105–218), les questions de la performance et de la représentation sont d'abord reprises dans une perspective plus générale: quel rôle attribuer au »spectacle« révolutionnaire présent sur la tribune ou dans la mise en scène théâtrale (Lüsebrink, pp. 105–120)? L'oralité, le gestuel, le visuel, c'est-à-dire le corporel de la représentation sont placés au centre de l'intérêt. Ici sont également inclus des travaux sur les chansons comme moyen de transport des messages révolutionnaires (Schneider: »La rhétorique de la chanson révolutionnaire: le cas du *Chansonnier de la Montagne*«, pp. 121–146). La répétition des rimes et des refrains rend presque physique et vécu corporellement les événements décisifs de la Révolution. Comme Lüsebrink et Négrel le démontrent clairement, ce procédé sert à la mythification, à la mise en légende de la propre histoire et par là même représente un moyen d'éducation civique efficace (Négrel: »Le théâtre au service de la Révolution: une rhétorique de l'éloge«, pp. 147–164). Comme après toute révolution (surtout laïque), un vide spirituel et moral reste à remplir, les spectacles (le théâtre, l'opéra et les fêtes) acquièrent un rôle décisif dans la vie sociale et politique, ou mieux encore, vie sociale et vie (éducation) politique ne font plus qu'une. Ici un autre problème de l'esprit révolu-

tionnaire se dévoile: celui du besoin absolu de l'unanimité (qui devient »obsession« selon Négrel, p. 147). Les spectacles comme les chansons servent à l'identification ou à l'approbation, voire l'assimilation, à travers la redondance et la répétition; les procédés répétitifs agissent comme une force de cohésion qui s'exprime par la voix et la participation corporelle à l'événement mis en scène et à sa mémorisation.

Toujours dans le domaine de la musique, se situe le texte de Maria Giesche qui analyse, du point de vue stylistique, les compositions différentes de deux musiciens célèbres à l'époque (Cherubini et Spontini), révélant clairement – comme le démontre Giesche – les deux positions contrastées, voire l'opposition centrale déjà mentionnée, de la rhétorique du XVIII^e siècle (l'atticisme et l'asianisme). Au moment de la Révolution, l'opposition entre la raison (sobriété et froide, caractérisant l'austérité républicaine) et l'imagination (chaude), responsable de l'ornement dramatique et exagéré, et par là excitant les passions, s'intensifie à un degré extrême. Elle met en évidence le dilemme dans lequel se trouve la rhétorique au moment critique de la Révolution qui, elle, se veut éclairante; elle identifie et rejette l'éloquence en tant que telle avec le »style des images« et n'accepte que le »style des analyses«, c'est-à-dire l'usage raisonné du langage, comme moyen de »bien penser«. Puisque la Révolution doit, pour survivre et réaliser ses idées, convaincre et persuader, elle est obligée de s'emparer d'une technique, d'un »art de parler« que l'on vient de critiquer (cf. Schlieben-Lange/Hafner, pp. 232–233). Cette ambiguïté de toute éloquence non seulement au siècle des Lumières, mais dans toute société qui fonde ses jugements et ses positions sur une raison entendue comme »objective«, où le rapport entre mot et chose est, ou doit être, direct (ou le plus direct possible), apparaît comme centrale dans presque toutes les analyses présentées ici.

La fin de cette deuxième partie est constituée par deux travaux sur la réception de la rhétorique révolutionnaire en Allemagne. Annette Keilhauer présente les traductions des discours de Robespierre (pp. 191–208) et Ingrid Weber esquisse l'attitude de Georg Forster envers les idéaux révolutionnaires et ses contributions à la République de Mayence (pp. 209–218). Une fois de plus, l'enthousiasme initial pour la Révolution et la critique et l'horreur qu'a suscité la Terreur ressortent. Un aspect intéressant apparaît dans l'usage stylistique ou expressif de la typographie (cf. l'annexe) qui s'offre à d'autres analyses, débordant du cadre strict de la politique des traductions. Concernant les commentaires critiques, Keilhauer se demande s'ils servent seulement à éviter la censure pour pouvoir publier ces textes interdits.

La troisième partie (pp. 219–311) est dédiée aux réflexions théoriques (Guilhaumou, Sermain) et aux intentions éducatives ainsi qu'à leur traitement respectif de l'éloquence dans le système scolaire (Schlieben-Lange et Hafner présentent un projet sur les Écoles Centrales). Une analyse profonde des textes tardifs de Barère (Bouyssi), une présentation de la »rencontre ratée« se manifestant dans le regard externe d'une Mme de Staël (Brasart) et une contribution qui poursuit le destin de l'éloquence au cours de XIX^e siècle (Vibert) composent la fin du volume (pp. 269–311). Guilhaumou (»La rhétorique des porte-paroles ...«, pp. 221–230) et Sermain (»Les formes ont ici une valeur«: la position singulière de La Harpe«, pp. 245–256 et »Une rhétorique républicaine: L'essai sur l'art oratoire de Joseph Droz [1799], pp. 257–268) démontrent comment les révolutionnaires, qui se trouvent dans le »dilemme rhétorique« essaient de sauver, ou plutôt d'arranger, une rhétorique républicaine dont l'objectif consiste à guider les peuples au bonheur par une »rhétorique antirhétorique« (Guilhaumou, p. 224). Un des résultats de cet effort est la transformation de la rhétorique en éducation civique et culturelle dans les Écoles Centrales. Tâche qui aboutit à une substitution de cette matière traditionnelle et la scinde en deux nouvelles disciplines: Les Belles-Lettres (pour bien s'exprimer) et la Grammaire générale (pour apprendre à bien penser). Cette abolition de la rhétorique comme enseignement traditionnel représente une rupture décisive avec le système éducatif de l'Ancien Régime qui, elle, d'ailleurs, ne durera pas longtemps (cf. Vibert). Les valeurs républicaines, exigeant un usage propre du langage afin d'éviter toute obscurité et de représenter un rapport »mot-chose« direct et clair, se comprennent également comme alternative au modèle rhétorique de l'Ancien Régime, associé à des formes superflues et hiérarchiques. Sermain démontre que, dans l'analyse de la rhétorique envisagée par La Harpe, ces mêmes valeurs peuvent entrer en conflit avec d'autres; p.ex. les hiérarchies sociales et le respect que l'on devait leur montrer étant abolis par une démocratisation ont fait de la société une

famille de frères. Cela implique une perte de distance sociale qui se manifeste par le tutoiement généralisé de la Révolution, critiqué par La Harpe. Pour ce dernier, l'usage de la parole et le comportement social forment un ensemble qui doit garantir le respect de l'autre et permettre, en même temps, l'expression de l'opposition. »Le vouvoiement aide à maintenir des distinctions (...) le tutoiement écrase tout« (p. 254). Selon La Harpe, il faut combattre la rhétorique par elle-même en développant les propriétés du langage ordinaire. Position qui rappelle celle de Lévêque de Pouilly-fils, suggérant aussi de »combattre l'imagination avec ses propres moyens« (*De l'imagination*, Paris 1799), puisque c'est elle qui ouvre le chemin aux sentiments et aux émotions. Leur force ne peut jamais être contrôlée par la seule raison ou l'argumentation raisonnable. Ainsi, la discussion sur l'usage de la parole adéquate revient toujours sur ses pas et se retrouve devant la question centrale de savoir s'il est permis – et, dans l'affirmative, sous quelles conditions – de convaincre ou de persuader les autres. Le but justifie-t-il les moyens? Le langage lui-même offre-t-il la solution dans sa grammaticalité, comprise comme un »art de penser« logique selon Condillac ou selon un Destutt de Tracy? Le dilemme de toute éloquence depuis les Lumières, à savoir la double face de l'éloquence d'être »nécessaire« et »dangereuse« (Sermain p. 258), est poussé à l'extrême au moment de la Révolution: doit-on se limiter à convaincre (se diriger vers la raison, présenter des arguments »objectifs«, »rationnels«) ou est-il permis de persuader (se diriger vers l'imagination, les sentiments), et ainsi être plus efficace, mais aussi risquer de devenir dangereux, incontrôlable? Avant la Révolution, moment où la parole devient un acte de parole – une action politique – le critère du »toucher«, traditionnel depuis l'esthétique de Du Bos, est remis en question. Dès que le théâtre devient du »vécu immédiat«, l'action sur les sentiments transgresse le monde fictif. La Révolution a montré que le rapport entre mot et chose, forme et contenu, peut se transformer en un rapport idée – action. Cette dynamique se trouve à la base de toute argumentation concernant l'éloquence, et elle verse une lumière douteuse et ambiguë sur la parole en soi, le langage humain en tant que tel. Le rôle du langage humain et de ses signes est, à cette époque dramatique, toujours évoqué sous la perspective de l'amélioration du destin humain, de rendre la société plus heureuse, comme Mme de Staël en jugera plus tard (cf. Brasart, p. 270): quelle est l'utilité de la littérature? Un texte sert-il à améliorer l'homme ou pas? On peut se demander si ces questions posées durant les premières décades du XIX^e siècle, en plein avènement du romantisme, ne sont pas partiellement dues à cette histoire politique, l'impact concret d'une parole libérée. En Allemagne, où la Révolution ne prend pas pied, il est plus facile de fabriquer l'idée de l'autonomie de l'art, d'une parole – esthétiquement – libre. Ainsi, dans les réflexions linguistiques et rhétoriques d'un Bernhardt aux alentours de 1800, l'éloquence apparaît comme essence même de la parole, la manifestation la plus développée et achevée de l'esprit humain (cf. August Ferdinand Bernhardt, *Sprachlehre II*, Berlin 1803). En France, le dilemme du rôle ambigu et de l'enjeu dangereux de l'éloquence aboutissent à un rejet, à un refoulement presque total. Considérée sous une perspective beaucoup plus générale, la transformation ou la disparition de l'éloquence dans l'enseignement dans les Belles-Lettres crée et cimenter le clivage entre langue (grammaire ou structure) et littérature (usage poétique). Ce clivage va s'aggraver et se terminer par une distinction nette entre linguistique et poétique (Literaturwissenschaft). Il a mené à une scission qui sépare comme un abîme la linguistique »du noyau dur« et la littérature jusqu'à nos jours. En excluant la stylistique du répertoire de la recherche linguistique par la désignation »trop littéraire« et de la littérature par »trop peu littéraire«, celle-ci est comme l'éloquence, déracinée, un »non-lieu« qui a laissé une lacune dans les recherches linguistiques que ce volume tente de rétablir. Cet ouvrage invite à rouvrir les yeux sur les modalités de l'expression, sur l'énonciation en tant que discours qui unit toujours une idée, un contenu, à une locution spécifique, à une forme, dans un certain but. La Révolution se prête particulièrement à cette analyse – et ceci est parfaitement démontré par les travaux réunis ici parce qu'elle est le moment historique où les rapports entre le dire et le faire, la parole et les actes éclatent.

Ce livre représente un apport précieux aux études concernant la Révolution française et ses manifestations sémiotiques. De plus, par des analyses très réussies d'un vaste corpus, il contribue à montrer en détail la dialectique du rapport »mots – actions« impliquée dans toute rhétorique.

Isabel Zollna

Stefan Metzger und Wolfgang Rapp (Hg.), *homo inveniens. Heuristik und Anthropologie am Modell der Rhetorik*, Tübingen: Günter Narr Verlag 2003 (= *Literatur und Anthropologie*, Bd. 19), 274 S.

Die hier rezensorisch vorzustellende Publikation versammelt die Ergebnisse einer 2001 durchgeführten Tagung des Sonderforschungsbereichs »Literatur und Anthropologie« an der Universität Konstanz. Doch wie soll man eine Publikation rezensieren, die neben der Einleitung 14 Beiträge enthält, die von ebenso profunder Belesenheit und diskursiver Informiertheit zeugen wie sie thematisch eine Bandbreite abschreiten, die von der »ars inveniendi« über »rhetorische Autopoiesis« und »absolute Musik« bis zu Luhmanns berühmte Bielefelder Zettelkästen reicht?

Ich könnte die einzelnen Beiträge referieren, wie es die Herausgeber in ihrer Einleitung getan haben. Doch dabei würde es dem Leser dieser Rezension nicht viel anders ergehen als dem Rezensenten selbst, dem erst auf S. 199 der Beitrag von Carsten Zorn endlich die Frage von den Lippen ablas: »Was aber hat all dies mit Rhetorik [...] zu tun?« Ich gebe zu, es hat mich einige Mühe gekostet, diese Frage zu beantworten – doch es ist am Ende (trotz vieler kritischer Einwände) eine positive Antwort geworden. Und so möchte ich im folgenden diese meine Antwort auf die zitierte Frage erläutern, indem ich einige Irritationen abzubauen versuche, die diese Publikation reichlich bereithält für Leser, die ihre einschlägigen Informationsbedürfnisse auf dem üblichen Rhetorikmarkt zu befriedigen gewohnt sind. Ich hoffe, auf diese Weise am ehesten möglichst viele Leser für diese recht anspruchsvolle Publikation gewinnen zu können.

Um mit der harmlosesten Irritation zu beginnen: Der Bd. 19 der Publikationsreihe »Literatur und Anthropologie« ist eine Ulrich Gaier gewidmete Festschrift, die sich vehement weigert, eine Festschrift zu sein (S. 18). Für mich wirkt diese explizite Negation als Bestärkung eines Verdachts, den man gemeinhin gegenüber Festschriften hat, daß nämlich nicht alle Beiträge unbedingt für den aktuellen Anlaß geschrieben worden sind. Ich jedenfalls kann nicht erkennen, was die Auseinandersetzung mit Rousseau und seiner vermeintlichen »Erfindung der Kindheit« (vgl. Beitrag Jürgen Oelkers, S. 107–127) mit der Konturierung des »homo inveniens« zu tun hat, die sich ja »am Modell der Rhetorik« orientieren soll. Entsprechend kommt dieser Begriff in Oelkers' Beitrag, der für sich genommen unstrittig von hohem Interesse ist, auch erst gar nicht vor; Rhetorik dürfte eben für die »Erfindung der Kindheit« eine ebenso geringe Rolle spielen wie für die *Erfindung des Politischen* oder des *Fegefeuers*, um entsprechende Buchtitel von Ulrich Beck (1993) bzw. Jacques Le Goff (1981) zu zitieren. Dagegen spielt die Rhetorik eine entscheidende Rolle bei einer Erfindung, dessen Autor auf den 374 Seiten des *homo inveniens* nicht einmal erwähnt wird (was ich sehr bedaure), ich meine Chaim Perelmans Buch *La Nouvelle Rhétorique. Traité de l'Argumentation*, Paris 1958, das ich in diesem Jahr in deutscher Übersetzung publiziert habe). Oder gibt es eine ingeniosere Funktionalisierung der Rhetorik, als ihr Zustimmungsprinzip zu universalisieren und so für eine Reformulierung des universalistischen Moralprinzips nutzbar zu machen, die der solipsistischen Gefahr des Kantschen Kategorischen Imperativs entgeht – und das vor Apel und Habermas!?

Gewichtiger freilich dürfte die Irritation sein, die ein Buch bereitet, das sich mit seinen Titelbegriffen »homo inveniens«, »Heuristik«, »Anthropologie« und »Rhetorik« vorbehaltlos zur »alteuropäischen« Publikationskultur zu bekennen scheint aber alles andere als »alteuropäische« Ambitionen zu befriedigen gewillt ist. Natürlich wird *inventio* auch als konventionelle *pars artis* der Schulrhetorik erwähnt, und natürlich ist auch von Aristoteles, Cicero, Quintilian usw. die Rede; doch nicht diese Autoren bestimmen das Zitationsprofil der 14 Beiträge, sondern jenseits der Reverenzpflichten beherrschen ganz andere Namen die jeweilige thematische Diskussion. Und das ist gut so! Denn ob die Rhetorik tatsächlich als »Modell« taugt, das möchte man schon von anderen als antiken Gewährsleuten bestätigt bekommen. Z. B. von Locke, Leibniz, Wolff usw., die sich Ulrich Gaier in seinem furiosen Beitrag zu Kronzeugen wählt (vgl. S. 19–31). »Furios« nenne ich diesen ersten thematischen Beitrag des Bandes, weil Gaier mittels einfacher Attribuierung in geradezu spielerischer Weise eine Vielzahl von rhetorisch funkelnden Großbegriffen »erfindet« wie »rhetorische Kosmologie«, »rhetorische Theologie«, »rhetorische Erkenntnistheorie« usw. Diese

Großbegriffe stehen für die an Texten des 18. Jahrhunderts belegte Einsicht, daß, wer z. B. die Welt zum Reden bringen will, sie das Reden lehren muß. Im Anschluß an einen Schlüsselsatz aus Gadamer's *Wahrheit und Methode* (»Sein, das verstanden werden kann, ist Sprache«) ließe sich sagen: Sein, das zum Reden gebracht werden soll, ist auf Rhetorik angewiesen. Ähnlich wie Blumenberg nach der *Lesbarkeit der Welt* (1981) fragt Gaiers »rhetorische Kosmologie« (S. 26) nach der Rhetorizität der Welt. Doch weil die Rhetorisierung der Welt nur vermittels einer Rhetorisierung unseres Redens und Denkens *über die Welt* gelingt, die sie dann (wie in Psalm 19 »Die Himmel erzählen die Ehre Gottes«) zum Reden zu bringen vermag, ist der Titel »Rhetorisierung des Denkens« von hoher Präzision.

Die klassische Formel für eine solche Rhetorisierung des Denkens freilich steht nicht mehr in Gaiers Beitrag, sondern in dem von Peter L. Oesterreich über »Selbsterfindung«, der fraglos der kühnste und anfechtbarste, aber auch der für diskursive Anschlüsse ergiebigste Beitrag ist (vgl. S. 45–57). Denn es ist ja wohl ein starkes Stück, zu behaupten, der berühmteste Satz der neuzeitlichen Philosophiegeschichte, nämlich Descartes' *cogito ergo sum*, müßte eigentlich *persuasi ergo sum* heißen (S. 54). So sehr mir auch Oesterreichs These plausibel erscheint, daß es der »homo exterior« auf dem »forum externum« war, der dem »homo interior« auf dem »forum internum« das Reden bzw. Denken beigebracht hat, so wenig glaube ich, daß die e. z. Reformulierung haltbar ist (vgl. meinen Beitrag im »Diskussionsforum« in diesem Jahrbuch!). Denn wenn sich auch an Descartes die Rhetorisierung des Denkens exemplifizieren lassen mag, die intuitive Erfahrung absoluter Selbstgewißheit gelingt in dem berühmten Experiment methodisch radikalisierten Zweifels nicht auf rhetorischem Wege, sondern durch transzendentallogische bzw. -pragmatische Reflexion. Diese Reflexion nötigt nämlich zur Einsicht, daß man propositional gar nicht an allem zweifeln kann, ohne dem performativen Vollzug des Zweifels selbst zu widersprechen. »Das Spiel des Zweifels selbst setzt schon die Gewißheit voraus« heißt es sinngleich bei Wittgenstein. Was also Descartes bei seinem Gewißheitsexperiment entdeckt, ist nicht die Rhetorik, sondern (avant la lettre) das Phänomen des performativen Widerspruchs, der besonders durch K.-O. Apel zu philosophischen Ehren gekommen ist, weil diese Art des Widerspruchs im Unterschied zum logischen sich produktiv für die transzendentalpragmatische Rekonstruktion der nichthintergehbaren Bedingungen möglichen Redens und Denkens nutzen läßt. Bei Descartes ist es die Selbstgewißheit als nichthintergehbare Bedingung möglichen Zweifels (*dubitare*), Negierens (*negare*), Sich-Überzeugens (*persuadere*) oder gar des Getäuschtwerdens (*falli*) durch einen hypothetisch angenommenen deus malignus. Weil das alles nur Modalitäten eines denkenden Bewußtseins sind (modi cogitationis), kann und darf das *cogito* in Descartes' berühmter Formel auch nicht durch ein anderes Verb terminologisch ersetzt werden; denn diese Evidenz letzter Selbstgewißheit ist weder deduktiv noch syllogistisch oder persuasiv zu gewinnen, sondern allein reflexiv (»simplici mentis intuitu«).

Eine weitere Irritation des *homo inveniens* besteht in folgendem: Es wird in diesem Buch nicht nur im Kontext »digitaler Literatur« (Beitrag Jürgen Daiber, vgl. S. 253–269) hochprofessionell über »Hypertextualität« geredet, sondern die konzeptionelle Anlage des Buches selbst scheint mir gewissermaßen hypertextoid zu sein. Jedenfalls versagt es sich weithin dem Prinzip der Linearität, wie es der Leser aus vergleichbaren Publikationen gewohnt ist, will sagen: wer die im Buchtitel aufgereihten Schlüsselbegriffe und deren Zusammenhang in einem systematischen Einleitungsbeitrag erläutert bekommen möchte und glaubt, daß die Abfolge der einzelnen Beiträge diese Aufgabe übernehmen würde, sieht sich enttäuscht. Er wird auch kein Sachregister finden, das ihm gleichsam Links anbietet, um sich diesen Zusammenhang bei Bedarf selbst erarbeiten zu können.

Doch statt sich darüber zu ärgern, rate ich möglichen Lesern, doch einmal einen Lesestil auszuprobieren, wie ihn diese Publikation vorschlägt, nämlich: sich auf den in jedem Beitrag jeweils neu und nur sehr »zaghaft angedeuteten Zusammenhang von Heuristik, Anthropologie und Rhetorik« (Christian Sinn S. 33) einzulassen. Die perspektivische Vielfalt der solchermaßen zaghaft angedeuteten Zusammenhänge kann den Mangel bezüglich linearer Systematizität der Buchdisposition nicht nur vergessen machen, sondern vielleicht sogar als inspirierenden Gewinn verbuchen. Ich nenne ein paar Beispiele für solche Erkenntnisgewinne: Die Abhängigkeit des *inventio*-Begriffs vom zugrundeliegenden Rhetorikverständnis (Beitrag Gonsalv K. Mainberger, S. 59–74); die Unterschiede zwischen

einer rednerorientierten »rhetorischen Anthropologie« und einer redeorientierten, wie sie H. Blumenberg favorisiert (Beitrag Franz-Hubert Robling, S. 75–86); die paradigmarelevante Ambivalenz von inventivem »Auffinden« und »Erfinden« (Einleitung Stefan Metzger/Wolfgang Rapp, S. 7–18; Beiträge Stefan Rieger und Riccardo Nicolosi, vgl. S. 179–195; S. 219–236) die rhetorische »Glaubwürdigkeit« unter Bedingungen ihres medialen Inszenierungsbedarfs (Beitrag Almut Todorov, vgl. S. 237–251); die »Rhetorik der Selbstüberredung« einmal anders als von ihrem begrifflichen Erfinder (H. Blumenberg) gelesen, nämlich nicht als Selbstbefreiung vom »Absolutismus der Wirklichkeit«, sondern als Selbstbefreiung vom »Absolutismus (einer) Empfindsamkeit«, die sich der sprachlichen Vermittlungschance beraubt (Beitrag Olaf Kramer, vgl. S. 87–105, hier S. 103); schließlich das von Dirk Baecker entlehnte systemtheoretische Übersetzungsangebot für Rhetorik als »Zustandsänderung unter der Bedingung des Kontaktes zwischen selektionsfähigen Komplexen« (Beitrag Carsten Zorn, S. 197–217), das mir äußerst bedenkenswert erscheint, weil es für das ebenso komplexe wie singular elaborierte Inventionssystem der Rhetorik in allen ihren *partes artis* (S. 10) eine plausible Begründung anbietet: Das Gelingen von Rede bzw. Kommunikation ist nach systemtheoretischer Ansicht aufgrund der hochgradigen Selektivität von Information, Mitteilung und Verstehen in hohem Maße »unwahrscheinlich« (vgl. S. 204), weshalb Rhetorik in toto sich entsprechend als inventives Verfahren begreifen ließe, das »Unwahrscheinliche wahrscheinlich zu machen« (Luhmann) – nämlich durch Methodisierung des Anschließens an die jeweiligen Überzeugungsressourcen eines Publikums. Die rhetorische bzw. topische Finde- bzw. (was dasselbe meint) Suchkunst leistet genau diese Methodisierung des Anschließens. Im *homo inveniens* würde sich so gesehen tatsächlich »die Anthropologie der Rhetorik [...] verdichten« (Einleitung, S. 12).

Der zitierte Beitrag von Carsten Zorn mit der aus dem Buchtitel bekannten Formel »am Modell der Rhetorik« bietet dem Leser kurz vor Ende des Buches auch noch einmal die Chance, sein eigenes Verständnis dieser Formel zu überprüfen, die ja das Programm der Publikation kondensiert enthält, nämlich den »homo inveniens« am »Modell« bzw. am »Paradigma der Rhetorik« zu konturieren. Gemeint ist damit eben nicht, die »inventiven Mechanismen« (vgl. Einleitung, S. 10) der Rhetorik zum Ausgangspunkt für die Rekonstruktion des »homo inveniens« zu nehmen, sondern »Rhetorik als Paradigma einer Reflexion über Erfindung (zu) verstehen« bzw. als Beispiel, an dem sich besonders deutlich beobachten läßt, was *inventio* eigentlich meint und wie sie sich vollzieht, nämlich in Form von »Aneignungen, Umschreibungen, Transformationen und Aktualisierungen« (S. 12). Wie Rhetorik in diesem Sinne als Modell wirksam werden kann, hat Stefan Metzger in besonders beeindruckender Weise am Beispiel der »Erfindung der absoluten Musik« gezeigt (vgl. S. 129–151).

Daß ein solches Interesse an Rhetorik als »Modell« bzw. »Paradigma« traditionelle Oppositionen unscharf werden und historische Zäsuren und Ordnungsmuster an Kontur verlieren läßt, kann so wenig verwundern wie dies, daß ein solches Interesse die Bereitschaft fördert, sich an eine »Revision der herkömmlichen Philosophiegeschichtsschreibung« (S. 33) heranzuwagen, wie es Christian Sinn in seinem Beitrag mithilfe des »Wende«-Begriffs versucht (vgl. S. 33–44). Doch auch die nie präzisierte Rede vom »Ende der Rhetorik« wird sich argumentativ aufrüsten müssen, wenn sie sich gegen das weit attraktivere Theorem der »Transformation der Rhetorik« (S. 12) (und sei es bis zu ihrer Unkenntlichkeit) noch will behaupten können (diesen Begriff wählt auch Dietmar Till als Buchtitel für seine »Untersuchungen zum Wandel der Rhetoriktheorie im 17. und 18. Jahrhundert«, 2004).

Bleibt schließlich noch zu erwähnen, daß in dieser Publikation nicht nur über »ingeniöse Lektüren« nachgedacht wird, sondern auch ingeniös über sie zu reden bzw. zu schreiben verstanden wird – wie der Beitrag von Wolfgang Rapp mit seiner erkennbaren Lust belegt, sich keine Pointe der (wortgeschichtlich ja sogar begründeten) Lautbeziehung zwischen »Zeugen« und »Überzeugen« entgehen zu lassen (vgl. S. 153–178). Oder wo bekennt ein Aufsatz schon so subtil seine »Verführung(sabsichten)« wie bei Rapp, der sich aus Herders fünfstufiger »Physiologie der Liebe« die fünf Überschriften seines Beitrags vorsprechen läßt? Man merkt es diesem wie den meisten anderen Beiträgen des nun genug gelobten Bandes an, daß der in ihnen gepflegte Umgang mit Rhetorik weit hinaus ist über die anstrengende und angestrenzte Arbeit in den »Kellerräumen«, in die E. R. Curtius seinerzeit (1948) verwies, wer sich für die Fundamente der europäischen Literatur und Kultur interessierte. Diese »Kellerräume« sind mittlerweile relativ gut durchlüftet, so daß die endlich erfolgte »Wiederkehr

der Rhetorik« (Vetter/Heinrich 1999) nun auch nicht mehr beschworen werden muß, sondern produktiv genutzt werden kann. Eben das haben die Autoren des hier besprochenen Buches getan und damit zugleich überzeugend gezeigt, daß diese Wiederkehr der Rhetorik immer dann zu einem inventiven Potential wird, wenn sie – um es in Anlehnung an Pierre Kuentz (*Le »rhétorique« ou la mise à l'écart*, in: *Communications* 16, (1970) S. 143–157, hier S. 144) zu sagen – nicht als »retour à la rhétorique« verstanden wird, sondern als »retour de la rhétorique« oder noch besser: als »retour du rhétorique«.

Josef Kopperschmidt

Hendrik Birus, Sebastian Donat, Burkhard Meyer-Sickendiek (Hg.), Roman Jakobsons Gedichtanalysen. Eine Herausforderung an die Philologen, Göttingen: Wallstein Verlag 2003, 336 S.

Ist das Werk Roman Jakobsons eine Herausforderung an die Philologen? Die Antworten, die in dem vorliegenden, 11 Aufsätze umfassenden Sammelband gegeben werden, scheinen dies mehrheitlich zu verneinen. Manche Beiträge begeben sich sofort in eine defensive Position, indem sie eingangs die an Jakobson geübte Kritik referieren, andere kommen zu ambivalenten, manchmal sogar explizit negativen Einschätzungen. Dabei ist ein Blick auf das monumentale Werk beeindruckend: Jakobson war schon durch seine Biographie Teilnehmer, meist sogar Begründer verschiedener Schlüsseltraditionen des 20. Jahrhunderts; er arbeitete an der Schnittstelle von Linguistik und Literaturwissenschaft; er verfügte über ein polyglottes Repertoire; er skizzierte systematische Entwürfe von großer Tragweite und beeindruckte durch detailgenaue Einzelstudien zu den verschiedensten Themen. Seine Strukturalismusvariante unterschied sich von der westeuropäischen durch ein funktionalistisches Erbe, das ihn vor manchen epistemologischen Verhärtungen bewahrte. So trat an die Stelle großer Theoriegebäude ein eher essayistischer Denkstil, der in der Mitte zwischen Theoriebildung und Analyseinteresse einhielt, beide Register bediente, aber keinem den Zuschlag gab. Zwischen Linguistik und Literaturwissenschaft entdeckte Jakobson zunehmend die Relevanz der Rhetorik, so daß in seinen Schriften die gesamte rhetorische Terminologie eine Renaissance feiern konnte. Auch dies ist, wollte man seinen Denkstil charakterisieren, von symptomatischer Wichtigkeit. Wo der Raum zwischen Theorie und Analysepraxis ausgemessen wird, spielt die Rhetorik wie so oft die Rolle eines selbstverständlich heraufzitierten Vermittlers – quasi als auf Dauer gestellte provisorische Denkform angesichts ausbleibender Letztbegründung. Jakobson trieb die rhetorisch formulierte strukturelle Analyse weiter, als es vorher je ein Autor getan hat. Er spürte Figuren und Tropen in der Grammatik der Poesie auf, in ihren syntaktischen, morphologischen wie phonologischen Ebenen und entdeckte ein ganzes Universum formulierbarer Bezüge vor der explizit semantischen Interpretation. Aber dennoch ist Reserviertheit dem Werk Jakobsons gegenüber der Grundgestus der in dem vorliegenden Band versammelten Aufsätze.

Die verdienstvolle Einleitung von Hendrik Birus (S. 11–37) zeigt auch dem Rezensenten den Weg, indem sie das Niveau markiert, das vonnöten ist, um über Jakobson produktiv, nämlich im Sinne dessen zu schreiben, was die Hermeneutik des 18. Jahrhunderts hermeneutische Billigkeit nannte. Birus geht von einer Konvergenz Jakobsons mit Schleiermacher aus, indem er das Konzept der Hermeneutik als ein systematisches aufnimmt, in ihr eine strukturalistische Dimension erkennt und Jakobson als den Autor denkt, der Schleiermachers Idee der grammatischen Interpretation analytisch einlöst. Damit sind Fruchtbarkeit und Begrenztheit von Jakobsons Bestrebungen zugleich bedacht. Denn keine Hermeneutik würde sich mit der grammatischen Interpretation begnügen wollen, aber bislang hat es auch kaum eine wirklich vermocht, überhaupt in einem expliziten Sinne grammatisch zu interpretieren. Birus, Jakobson weiterdenkend und verortend, setzt ihn zielsicher genau dort ein, wo die Hermeneutik interpretatorische Kanones auf grammatischer Ebene fordert.

Solche Zielsicherheit wäre anderen Beiträgern zu wünschen gewesen. Denn es finden sich Aufsätze von hohem Niveau und mit wertvollen Erkenntnissen, die gleichwohl in ihrem zentralen Statement nicht immer glücklich wirken. So kranken trotz aller Sachkenntnis und Ausdifferenziertheit die dem Verhältnis von Metasprache und poetischem Sprachgebrauch gewidmeten Ausführungen von Stephan Grotz (S. 38–54) daran, daß er zu starr an einem Funktionalismus der Sprachfunktionen festhält. Wenn Jakobson in seinem berühmten Aufsatz *Linguistik und Poetik* schreibt, daß sich durch die Dominanz der poetischen Sprachfunktion andere Funktionen intern verdoppeln, dann liegt eben nicht einfach nur Dominanz bei definitorisch gleich bleibender Funktionalität vor. Vielmehr definiert die poetische Funktion die anderen in ihrer Struktur um und macht sie zu Teilmomenten des Poetischen. Anders wird man schwerlich die Ausführungen Jakobsons zur poetischen Etymologie oder zur durchgehenden Formationskraft des Äquivalenzprinzips verstehen können. Es geht in Jakobsons Gedichtanalysen also nicht nur, wie Grotz behauptet, um jeweilige Neugewichtungen des Verhältnisses von Materialität der Sprache und Semantik (S. 50), sondern um mehr: um die vollkommene Einschreibung alles im Gedichtkörper material Vorhandenen in die poetische Formation. Dies mag zwar funktionalistisch herleitbar sein, verortet sich aber jenseits davon. Jakobson lesen heißt mitunter auch, den Gedanken gegen die ihn formulierende Terminologie zu entziffern. Die überzeugende Schlußbemerkung, Jakobson betreibe eine Purifizierung, die das reine Dastehen des Gedichtes affirmiert (S. 51), ist denn auch nur richtig, wenn man sie gegen den Tenor der Grotzschen Analyse wendet.

Meyer-Sickendieks Beitrag zum Verhältnis von Struktur und Ereignis (S. 55–86) führt stichhaltig aus, warum Jakobson gerade sechs Sprachfunktionen vorschlägt. Sie resultieren, so die überzeugende Argumentation (S. 67–69), aus einer Kombination der drei Bühlerschen Funktionen (Ausdruck/Darstellung/Appell) mit dem dreiwertigen Ausdrucksmodell aus Husserls *Logischen Untersuchungen* (Kundgabe bzw. Kontakt/Bedeutung bzw. Kode/Gegenstand bzw. Kontext). Damit legt Jakobson prinzipiell eine dreiwertige Semiotik zugrunde, die allerdings, so Meyer-Sickendiek, in einen Konflikt zur zweiwertigen Semiotik der Poetizität gerate. Wenn die poetische Funktion nämlich das Äquivalenzprinzip von der Paradigmaachse auf die des Syntagmas übertrage, dann läge mit der Dichotomie von Paradigma versus Syntagma eine Binarität vor, die Parallelismen nur identifiziere, aber nicht, wie in semiotischen Dreiecken, den Bedeutungsprozeß zirkulieren lassen könne (S. 74). Der Rezensent fragt sich, ob hier tatsächlich ein Widerspruch vorliegt. Denn die binäre Logik des Parallelismus impliziert in jedem ihrer Glieder semiotische Einheiten, die intern durchaus dreiwertig kodiert sein können. Meyer-Sickendiek hat, so will es scheinen, die Ebenendifferenz zwischen dem poetischen Zeichen auf der einen Seite und dem es verwendenden Parallelismus auf der anderen Seite unterschlagen. Ein Widerspruch läge wohl nur vor, wenn beide Logiken auf demselben Feld einander gegenüber ständen. Dennoch, der Erkenntnisgewinn des Aufsatzes ist beträchtlich: Meyer-Sickendiek kann die Formation der sechs Sprachfunktionen plausibel machen, und er bringt Jakobsons Strukturbegriff über das gemeinsame Relais der Husserl-Nachfolge überraschend und erhellend mit Heideggers Ereignisbegriff zusammen (S. 75 ff.). Ob freilich Jakobson tatsächlich einem identitätslogischen Konzept zuzurechnen und durch die stärkere Formation dekonstruktiver Paradigmen überholt ist (S. 82 f.), scheint dem Rezensenten nicht ausgemacht. Selbst wenn viele von Jakobsons Analysen in der Tat einen identifizierenden Gestus haben, ist die Frage doch des Nachdenkens wert, ob nicht ein Konzept, in dem die Sprachfunktionen durch wechselnde Dominanzen ummodelliert werden, eine permanente Verschiebung der Funktionskalküle und ihrer Sprachszenen in Gang setzt.

Widmete sich der erste Teil des Bandes mit den drei ausführlich besprochenen Aufsätzen den theoretischen Implikationen, so versucht der zweite Teil einen Zugang zur geschichtlichen Entwicklung von Jakobsons Poetik zu finden. Aage A. Hansen-Löwe (S. 89–120) und Jeanette Fabian (S. 121–153) setzen sich mit Jakobsons Anfängen und also mit seiner Beziehung zur russischen Avantgarde und zum Futurismus auseinander. Es wird dabei deutlich, daß Jakobson in formalisierender Abstraktion Verfahrenstechniken der Avantgarde übernahm, ohne die mitunter weitreichenden weltanschaulichen (metaphysischen/kosmologischen/psychologischen) Prämissen zu integrieren.

Erika Greber, die der *textura*-Begriffsmetaphorik nachgeht (S. 154–177), konstatiert, daß Jakobson in seinen Studien zu altslavischer Lyrik die dort dominante Tradition des Wortflechtens (*pletenie*

sloves) übergeht (S. 160 ff.), aber de facto alle wortflechtenden Verfahren – Anagrammatik, paronomastische Verbindungen, grammatopoetische Texturierung, Kombinatorik, metapoetische Diskursmodi etc. – herausarbeitet (S. 162). Diese offenkundige Diskrepanz führt die Autorin in eine gewisse Ratlosigkeit (»[...] einfach unerklärlich [...]« S. 172, »womöglich subliminal wahrgenommen [...]« S. 169, »[...] in einer verdeckten Weise [...]« S. 171, »Unausgesprochen kreisen Jakobsons Feststellungen [...]« S. 169, etc.). Dabei ist es evident, daß die an Jakobson gestellte Frage, warum bloßgelegte Metatextualität in seinen Analysen kaum auftauche (S. 172), an die Fragestellerin zurückzugeben ist. Denn es ist erst die ubiquitäre *textura*-Metapher, die von Greber eingeführt, die vermeintliche Notwendigkeit einer Reflexion der Konzeptbasis heraufbeschwört. Dem Rezensenten scheint es nicht ausgemacht, daß sich in Jakobsons Schreiben keine Metareflexivität fände. Sein essayistischer Gestus kennt komplexe Nuancen ironischer Selbstdistanzierungen, die man als metatheoretische Statements mitlesen sollte, um den beiden Gefahren einer dogmatischen Nachfolge und einer aus Enttäuschung über theoretische Inkonsistenz entstandenen Kritik nicht vorschnell zu erliegen.

Der dritte Teil des Buches widmet sich den Gedichtanalysen Jakobsons. Vielleicht ist diese Aufgabe die komplexeste, die es überhaupt in den Registern der literaturwissenschaftlichen Diskurse geben kann. Die Praxis der Interpretation, also der methodengeleitete Gang der Einfälle und Intuitionen, ist eine Performanz, die nicht deduzierbar ist und deren Beschreibung einer permanenten Tautologiegefahr unterliegt. Aber dennoch versteckt sich hier der Kern aller fruchtbaren Textinterpretation: Wie kommen »gute« Interpreten zu ihren Beobachtungen? Gibt es eine Phänomenologie der interpretatorischen Einbildungskraft? Wie wird der Hiatus zwischen dem Theorem und dem Individuellen »überspielt« – zumal in einer Wissenschaft, der es noch immer um die Apriorität des Individuellen vor dem Allgemeinen zu tun ist?

Diese Fragestellungen sind zutiefst geisteswissenschaftlicher Art, und Antworten sind nur in äußerst verwundenen und ihrerseits randgängerischen Lektüren jener Theorieformationen zu finden, denen eine gewisse Komplexität eigen ist. Jedenfalls ist der Nachweis, daß 84 Probanden unterschiedlicher Kulturen bestimmte Vokale und bestimmte Konsonanten statistisch eher mit Trauer bzw. mit Freude verbinden, weder ein Beleg für die Jakobsonsche Idee einer poetischen Etymologie und ihrer Behauptung einer inneren Solidarität von Lautgestalt und Semantik noch auch ein solcher der darin implizierten Selbstreferenz der poetischen Bedeutung zum poetischen Laut. Der kognitionswissenschaftliche Ansatz von Michael Wiseman und Willie van Peer (S. 277–306) muß um seiner Operationalität willen Phänomene isolieren, die bei Jakobson nur kontextuell bedacht werden. Indem sie das Funktionieren von Effekten, die nach Jakobson innerhalb der poetischen Sprache entstehen, außerhalb ihrer behaupten und analysieren, tragen sie de facto eine von ihnen unbemerkte Infragestellung Jakobsons unter dessen Niveau vor.

Peter Czoik und Gerhard Lauer fragen sich in ihrer Untersuchung von Parallelismus und Poetizität (S. 232–251), was mit der Analyse der Verteilung von Nasalen gewonnen sein kann (S. 245). Die Antwort ist bei Hendrik Birus nachzulesen (s. o.). Daß die beiden Autoren an der vorsemantischen Analyseebene das Fehlen der Semantik bemängeln, ist an sich kein stichhaltiger Einwand. Natürlich ist es die Aufgabe einer philologischen Kritik gegenüber der strukturalen Konstruktion, darauf hinzuweisen, daß Jakobson für seine Analysen Bibeltexte benutzt, deren Textgestalt einer Textkritik nicht standhält. Und in der Tat ist es ein zentraler Einwand, daß ohne Kenntnis der historischen Semantik eine rhetorische Analyse nicht möglich ist – denn wie soll man entscheiden, ob eine Wortfolge ein Parallelismus oder eine Klimax ist, wenn man die Bedeutung der Worte nicht kennt (S. 241)? Dieses zunächst so einleuchtende Argument unterstellt aber eine kontrafaktische und uhermeneutische Übergenaugigkeit der Ebenentrennung, die bei Jakobson so nicht gegeben ist. Eine syntaktische oder rhetorische Analyse, aber eigentlich auch schon eine phonologische und morphologische, kann bei der poetischen Sprache nie automatisch, d. h. unter gänzlicher Abstraktion der Semantik, stattfinden. De facto kennt der Rezensent auch keine Jakobsonsche Analyse, in der dies je gelungen wäre, wenngleich zuweilen ein szientistischer Gestus seinen (ironischen?) Ehrgeiz genau diesem Projekt zuwendet. Die Platzierung Jakobsons in einem hermeneutischen Kontext, wie ihn Hendrik Birus skizziert hat, wird selbst einer grammatischen Interpretation wohl nicht das Phantasma gänzlicher Semantikabstinenz zuschreiben, im Gegenteil. Lauer und Czoik ziehen ihre Evidenz aus handwerklichen Schnitzern

Jakobsons und sind insofern ›philologisch‹ im Recht. Aber sind sie es auch Jakobson gegenüber – im Sinne der hermeneutischen Billigkeit?

Sebastian Donats Reflexionen zum Konnex von Metrum und Semantik (S. 252–276) kommen, wenngleich auf anderen Wegen, zu ähnlichen Ergebnissen, nämlich zu der Behauptung, daß metrische und rhythmische Formen im Kontext jeweiliger nationalliterarischer Konventionen zu betrachten seien (S. 273). Auch hier wird man dem Befund zweifelsohne zustimmen wollen, ohne daß man das Gefühl hätte, dieses Resümee würde Jakobson dort behandeln, wo man von seinen Stärken zu profitieren hoffen könnte.

Holt Meyer geht den Hopkins-Zitaten in Jakobsons zentraler Schrift *Linguistik und Poetik* nach (S. 196–231). In der Tat eröffnet die Frage nach der Rolle der Beispiele eine stets komplexe und wichtige Dimension von Theoriediskursen, zielt sie doch genau auf die Vermittlungsstelle von Individuellem und Allgemeinem. Indem Jakobson, so Meyer, Hopkins theologische Fundierung unterschlägt und dabei die kulturellen Kontexte ausblendet – obwohl sein Werk selbst Inbegriff einer komplexen kulturellen Mehrfachkodierung ist –, unterliege er einer »kulturologischen Dekonstruktion« (S. 209) durch seine eigenen Beispiele. Das schon von Lauer/Czoik und von Donat vorgebrachte Argument, daß Jakobson ohne spezielle historische Semantik bestenfalls nur Äquivalenzen aufzählen kann und schlimmstenfalls selbst auf der grammatischen Ebene mangels Semantikkenntnissen Fehlurteile fällt, wird nun eine Schraube weitergedreht und Jakobsons Rede dekonstruktiv wieder zugeführt.

Man muß wissen, was man von Jakobson will. Würde man seinen Texten insofern hörig folgen, als man ihnen eine strenge Theoriekonsistenz unterstellte, dann müßte man wohl Widersprüche finden und sie so auflisten, wie es die meisten Beiträge dieses Bandes tun. Der Rezensent meint in Jakobsons Schreibstil aber eher eine essayistische Geste und eine ironisch-experimentelle Nonchalance wahrzunehmen, der gegenüber die Unterstellung einer vorhandenen ›Lehre‹ dysfunktional ist. Jakobson produktiv zu lesen, ihn also als Herausforderung für die Philologien anzunehmen, kann nur heißen, daß man auf eigene Faust und mit der Unterstützung seiner Unterscheidungen zu theoretisieren habe. Hendrik Birus hat dies in seinem Aufsatz angedeutet, indem er Jakobsons Beitrag entschieden dem hermeneutischen Projekt eingelesen hat. Andere Konzepte wären sicherlich denkbar. Ein Tagungsband ist vielleicht nur das Medium dafür, eine Problemlage evident zu machen. Die intensive Disziplin, aus systematischem Denken heraus produktiv zu sein, ist dem Buch nicht gegeben, dafür aber anderes: Viele Beiträge überzeugen durch genaue und gelehrte Argumentationen und manche führen an bestimmten Stellen systematisch weiter. Kein Beitrag aber übernimmt die Option Jakobsons, die poetische Sprache als ein Universum zu denken, das intern die ganze poetische Sprachszene aufführt und zugleich verschiebt; alle Autoren bleiben bei funktionalistischen Differenzbestimmungen stehen. So überzeugend vieles ist, so wenig wird man mit dem Gesamteindruck glücklich. In einem gewissen Sinne wird Jakobson hier zu Grabe getragen; die Aufsätze vollziehen – mit der Ausnahme von Birus – vor allen Dingen Abgrenzungen. Insofern mag der Band auch symptomatisch für den Umgang mit dem Werk Jakobsons sein und in der Tat die gegenwärtige Situation zum Ausdruck bringen. Der Rezensent, der seine Urteile von einer anderen Position her zu begründen versucht hat, wünschte sich bei aller Anerkennung der besprochenen Aufsätze doch ein grundsätzlich anderes Fragen.

Ralf Simon

Petra Korte, Pädagogisches Schreiben um 1800. Der Status von Schriftlichkeit, Rhetorik und Poetik bei Johann Heinrich Pestalozzi, Bern/Stuttgart/Wien: Haupt 2003 (= Neue Pestalozzi-Studien Bd. 8), 451 S.

Wer den Namen Johann Heinrich Pestalozzi (1746–1819) hört, denkt in erster Linie an den großen Pädagogen. Daß sich dahinter aber ein ebenso großer Schriftsteller und Publizist verbirgt, ist bisher kaum zur Kenntnis genommen worden. Die Studie von Korte, deren Forschungsschwerpunkte u. a.

die Theoriegeschichte der Pädagogik (1770–1830), Bildungstheorie und Kommunikation sind, zeigt Pestalozzi als einen Schriftsteller des 18. Jahrhunderts, der sich intensiv und effizient der Schriftlichkeit als öffentlicher Kommunikationsform bediente. Die vorliegende Arbeit, die den Schriftsteller Pestalozzi in den Mittelpunkt stellt, wurde 2000 von der Universität Osnabrück als Habilitationsschrift angenommen.

Obwohl inzwischen bekannt ist, daß die Rhetorik aus dem literarischen und gesellschaftlichen Leben des 18. Jahrhunderts nicht wegzudenken ist, bleibt die Frage offen, mit welcher Intensität und in welchen Formen sie im geistigen und politischen Leben präsent war und welchen Rang sie u. a. in der Pädagogik, an Schulen und Universitäten einnahm. Pestalozzi hat zwischen 1766 und 1827 (von *Agis* bis zum *Schwanengesang*) über sechzig Jahre publiziert und zählt zu Recht zu den »eifrigsten wie erfolgreichsten Publizisten seiner Zeit« (S. 24). Kortess Anliegen ist es, Pestalozziss verschüttete rhetorische Tradition im pädagogischen Denken und Handeln anhand seiner Schriften aufzudecken. Zentrale These der Studie ist, daß für Pestalozzi das »Schriftsteller-Selbstverständnis und sein pädagogisches Selbstverständnis, Schreiben und Pädagogik eine Einheit« (S. 429) bilden.

Die Verfasserin hat die Arbeit in drei umfangreiche Kapitel unterteilt. Nach einer längeren Einleitung (S. 13–48) folgen die Kapitel »Schreiben als pädagogische Praxis« (S. 49–196), »Rhetorik und Poetik der Pädagogik« (S. 196–380) und »Das Weibliche als Konfiguration der Mutter« (S. 381–427). In zehn »Schluß-Thesen« faßt Korte die Ergebnisse ihrer Studie zusammen (S. 429 f.).

In der Einleitung stellt Korte ausführlich Pestalozziss Schrift *Der kranke Pestalozzi an das gesunde Publikum* (1812) »gleichsam als Prolog« (S. 13) der Studie vor und interpretiert sie »leitmotivisch für die Fragestellung der Arbeit«: Pestalozzi kommuniziert nicht nur mit seinen Lesern; der enge Leserkontakt ist vielmehr ein besonderes Merkmal seiner pädagogischen Schreibweise, sein Schreiben »ein fortwährendes Ringen um die handelnde Zustimmung seiner Leserwelt« (S. 23).

Der Zusammenhang von Schriftlichkeit und Mündlichkeit ist für das ganze 18. Jahrhundert konstitutiv. Im Kapitel I (»Schreiben als pädagogische Praxis«) diskutiert Korte den Zusammenhang von literarischer und pädagogischer Sprache um 1800 und geht der Frage nach, wie pädagogisches Denken die Schreibform beeinflusst. Für Pestalozzi war Schreiben kein ungeliebter »Ersatz für pädagogische Praxis« (S. 24). Das kommt darin zum Ausdruck, daß er in der Rolle des Autors als Pädagoge auftrat und seine Leser als »Zögling[e]« (ebd.) verstand. Das Interesse der Autorin besteht nun darin, Pestalozziss Schreibpraxis als Denk- und Schreibprozeß, sein Autor- und Leserideal, das Konzept seiner Kommunikation mit dem Publikum, seine Begriffsverwendungen, die von ihm bevorzugten Textsorten, seinen Stil, seine Rhetorik, Poetik, Topoi und seine Topologie zu analysieren. Aus diesem Grunde stellt sie Pestalozziss gesamte schriftstellerische Praxis zur Disposition und geht auf die vielfältigen Widersprüche in seinen Schriften ein, ohne zu begründen, warum sie diese weder bewertet noch auflöst. Anhand zweier früher Texte von 1766 (*Agis* und *Wünsche*) beschreibt Korte die Ausgangsproblematik von Pestalozziss Schriftstellertum. Fingierte Oralität bestimmt große Teile seines Werkes. Dazu benutzt er viele Formen, die erkennbar mit Mündlichkeit zu tun haben (Reden, Ansprachen, Leseransprachen, Dialoge) – ganz in der rhetorischen Tradition des 18. Jahrhunderts. Nach Korte hat fingierte Oralität einen besonders hohen Stellenwert – diese These findet sie durch das Erscheinungsbild und die Häufigkeit der Leseransprachen im Werk auf vielfältige Weise bestätigt. Primär betrachtet Pestalozzi sein Schreiben und die »Themen als sozialpolitisches, nützlich gesellschaftliches Handeln, Schreiben ist für ihn politische und pädagogische Praxis« (S. 117). Einen interessanten Aspekt beleuchtet Korte im Hinblick auf das Erscheinungsbild des Schriftstellers Pestalozzi und entdeckt dabei, daß es ihm an Selbstbewusstsein nicht mangelt. Anhand ausführlicher Zitate formuliert sie die Hypothese, die sie im Verlauf ihrer Studie differenzierter entwickelt: der Autor Pestalozzi duldet keinen Widerspruch, in welcher Form auch immer, er erwartet von seinen Lesern absolute Zustimmung. In seinen Urteilen ist er rigoros und fühlt sich bei Kritik immer angegriffen. Humor und Ironie kommen ebenso wenig zum Zuge wie das Zugeständnis an den Leser zu lachen. Wer ihm nicht bedingungslos zustimmt, ihn nicht liebt und verehrt, auf den muß so lange eingeredet werden, bis er Partei für Pestalozzi ergreift. Hier wäre es hilfreich gewesen, wenn Korte dem Leser zumindest Erklärungsversuche für diese »schriftstellerische Aggressivität« (S. 86) angeboten hätte. Auch die Fragen, warum Akzeptanz fehlte, bleiben unbeantwortet. Daneben belegen die frühen Texte

Pestalozzis seine Poetikfeindlichkeit. Er hat sich nie um Poetik oder Dichtkunst gekümmert. Auffällige Züge trägt, neben seiner Lust- und Sinnenfeindlichkeit, aber auch sein Frauenbild. Er bezeichnet die Frauen als »Kreaturen«, »Puppen« (S. 98). An keiner Stelle hat die Verfasserin Belege gefunden, daß Pestalozzi sie als »Leserinnen« anredet, nur die »Mütter« sind seine Adressaten.

Das Schwergewicht der Arbeit liegt auf dem Kapitel II: »Rhetorik und Poetik der Pädagogik«. Darin thematisiert Korte die Bedeutung der Rhetorik für pädagogisches Schreiben anhand der Frage, wie die Rhetorik mit ihren Stilmöglichkeiten die Autor-Leser-Kommunikation nutzt im Hinblick auf die Vortäuschung von Mündlichkeit, von mündlicher Rede in der pädagogischen Situation des Lehrers. Korte beschreibt und untersucht Pestalozzis Schreibabsicht und seine Themen, ferner welche Poetik und Rhetorik er verwendet, die seinen Zwecken und Zielen entsprechen. Bei der Beantwortung der Frage, welche Inhalte sich aufgrund welcher Intention in welchen Textsorten mit welcher Poetik und Rhetorik verzweigen, unterteilt die Verfasserin Pestalozzis publizistische Strategien – ohne nähere Begründung – in ästhetische, rhetorische sowie popularphilosophische und didaktische Mischformen (vgl. S. 197). Der besonders interessante und informative Teil dieses Kapitels reicht von der Auseinandersetzung mit Bodmers/Breitingers Poetikkonzeption bis zur »Rhetorik der Elevation«. Den Schwerpunkt bilden die Ausführungen zu Pestalozzis »Romanpädagogik« (S. 229 ff.). Korte analysiert den Roman *Lienhard und Gertrud* (Erstfassung von 1781/1787) nicht unter literaturwissenschaftlichen, sondern unter erziehungswissenschaftlichen Gesichtspunkten. Es ist ein pädagogischer Roman, den Pestalozzi zu einer »Romanpädagogik« ausgeweitet hat, d. h. einer Pädagogik, die sich »des literarischen Codes bedient« (S. 229). Auf diese Weise wird literarisches Schreiben zu pädagogischem Handeln. Besonderes Gewicht legt Korte auf die Aspekte, die mit der Textsorte Roman, der Rhetorik der Gefühle und Tränen zu tun haben und mit »dem Diskurs der Empfindsamkeit« (S. 229). Um Pestalozzis empfindsame Rhetorik und Gefühlssprache in einen epochalen Zusammenhang zu stellen, erläutert sie in einem Abriß zur Empfindsamkeit u. a. Nikolaus Wegmanns *Dis-kurse der Empfindsamkeit* (S. 249 ff.) von 1988. Als Fazit des Kapitels ergibt sich, daß, je heterogener die Bereiche der »Rhetorizität« (S. 47) in Pestalozzis Schriften sind, desto deutlicher die verschiedenen, nicht selten widersprüchlichen Strategien des Autors zutage treten.

Im abschließenden dritten Kapitel »Das Weibliche als Konfiguration der Mutter« (S. 381 ff.) wird deutlich, daß diese Gestalt bei Pestalozzi anders dargestellt wird als z. B. bei Humboldt, Schlegel oder Campe. Nachdem Pestalozzi den Müttern die elementare Sprachentwicklung des Kindes anvertraut, wäre es konsequent, daß der Pädagoge nur eine vermittelnde Funktion einnimmt. Doch belegen seine Schriften, daß, sollte »die Mutter« versagen, der »Pädagoge« notwendig ist, damit die Menschheit sich entwickeln kann. »Am Ende ist es der pädagogische Schriftsteller, der die »Ordnung Gottes« allein herstellt«. In einer solchen Verklärung »des pädagogischen Schriftstellers aber ist das gesamte schriftstellerische Lebenswerk Johann Heinrich Pestalozzis umgriffen« (S. 427).

Eine besondere Stärke der Arbeit ist, daß Korte verschiedene interdisziplinäre Forschungsimpulse verarbeitet, Theorieansätze und Textsortenprobleme diskutiert sowie einschlägige Forschungsliteratur herangezogen hat. In den umfangreichen Fußnoten verweist die Verfasserin auf weitere Textstellen Pestalozzis, die ihre Ausführungen untermauern, bzw. auf ausführliche Zitate der benutzten Forschungsliteratur, die an manchen Stellen kürzer hätten ausfallen können. Vermißt wird eine Begründung für die Auswahl der zitierten Werke von Pestalozzi. Wünschenswert wäre hinsichtlich der Quellen gewesen, das Ersterscheinungsjahr anzugeben.

Detailgenau und auf umfassender Materialgrundlage wird der Nachweis erbracht, daß die häufig vermißte Systematik von Pestalozzis Werk in der Konstitution des stets präsenten Autor-Leser-Verhältnisses und in der Konstruktion einer pädagogischen Sprecherfigur liegt (vgl. Klappentext). Schreiben war pädagogisches Handeln und je nach Thema oder Anlass seiner Schriften wollte Pestalozzi werben, an sein Publikum appellieren, es unterrichten, aufrütteln, bilden, erziehen. Dieser Nachweis ist Korte gut gelungen. Insgesamt handelt es sich um eine auf intensivem Quellenstudium beruhende Arbeit, die vielseitige Einblicke in den bisher weitgehend unbekanntem »anderen« Pestalozzi gibt.

Der Titel von Christian Weises Werk lautet *Oratorisches Systema* (nicht »Schema«).

Jutta Sandstede

Rainer Dachselt, *Pathos. Tradition und Aktualität einer vergessenen Kategorie der Poetik*, Heidelberg: Winter 2003 (= Frankfurter Beiträge zur Germanistik Bd. 39), 332 S.

Im Unterschied zur Stil- und Figurenlehre (*elocutio*) ist die Affektenlehre verhältnismäßig wenig erforscht worden. Das mag damit zusammenhängen, daß das in der rhetorischen Tradition aufgehobene Wissen um *ethos* und *pathos* nicht mehr in der Weise aktualisierbar ist, wie es etwa die zahlreichen strukturalistischen Figuren- und Tropentheorien vorgeführt haben. Nicht zuletzt scheint uns die rhetorische Lehre von den Affekten bei der Analyse und Interpretation von Texten heute kaum noch weiterzuhelfen.

Um Tradition und Aktualität geht es Rainer Dachselt in seiner großflächig angelegten Arbeit über die Kategorie des Pathos in Rhetorik, Poetik, Philosophie wie den literarischen Texten selbst. Er will damit eine empfindliche Forschungslücke schließen: »Es gibt keine grundlegende Untersuchung des Pathos und des Pathetischen in der Dichtung.« (S. 9). An dem Zitat wird bereits deutlich, daß Dachselt's Pathos-Kategorie wenig trennscharf ist (Beispiel hierfür aus einem späteren Kapitel: »Das Pathos der Reformation ist eher ›leidenschaftlich‹ als ›erhaben‹«, S. 144). Er beschränkt sich nicht auf eine Darstellung der Begriffsgeschichte von Pathos, sondern vermischt diese in seiner Untersuchung immer wieder mit sachgeschichtlichen Aspekten, unterscheidet also nicht streng zwischen der Objekt- und der begrifflichen Metaebene. Dachselt verfolgt diese Doppelausrichtung durchaus programmatisch: »Es wird um die Entwicklung pathetischer Formen seit der Antike gehen, um die Rhetorik der Affekte in der älteren und der modernen Dichtung. Ebenso großes Gewicht wie auf der Untersuchung des Pathos selbst liegt jedoch auf der Untersuchung der Rede über das Pathos.« (S. 10).

Die Untersuchung gliedert sich in neun Einzelkapitel, die eine historische Reihe bilden: Kapitel 1 bietet eine Untersuchung der »Wortgeschichte« (S. 11) von »Pathos«, die auf die griechischen und lateinischen Theoretiker beschränkt ist. Die wichtige Arbeit von Jakob Wisse (*Ethos and pathos from Aristotle to Cicero*, Amsterdam 1989) bleibt darin unberücksichtigt, wie Dachselt's Ausführungen insgesamt keinen systematisch-erschöpfenden Anspruch haben. Störend ist die unreflektierte Vermischung von *Pathos* mit Konzepten wie *ekstasis* (S. 20f.), *enthusiasmus* (S. 24f.) oder auch dem Erhabenen (S. 56, S. 172 ff. u. ö.); ein textanalytisch und interpretatorisch valides Konzept von »Pathos« scheint so nicht zu gewinnen zu sein.

Kapitel 2 untersucht »Pathoszenen« in der frühen griechischen Dichtung (von den Epen Homers über die Tragödien des Aischylos und die Oden Pindars); zentral ist der Fokus auf das Problem der »Versprachlichung eines starken Affekts« (S. 53). Mit Bruno Snell (1948) deutet Dachselt die »Entwicklung einer Sprache der Gefühle und Affekte« als »Teilaspekt der Geschichte der Subjektivität« (S. 47). Der differenzierte Forschungsstand in der klassischen Philologie wird in diesem Kapitel, das seine Textbeobachtungen überdies meist am Beispiel deutscher Übersetzungen macht, nur bruchstückhaft zur Kenntnis genommen.

Die Kapitel 3 bis 5 schließlich bilden eine Einheit, weil sie denjenigen historischen Zeitabschnitt behandeln, in dem »die Rhetorik unangefochten Propädeutik des Sprechens und Schreibens« (S. 11) war. Im dritten Kapitel geht es also um den »rhetorischen Pathosbegriff« (ebd.), wie er sich in den einzelnen Produktionsstadien (*officia oratoris*) findet. Einschlägig ist natürlich die Behandlung des Pathos innerhalb der Lehre von den drei Stilen (*genera dicendi*; S. 78 f.). Die Einordnung von Pseudo-Longins thematisch einschlägiger Schrift *Peri hypsous* als rhetorisches Lehrbuch (S. 68) verkennt allerdings deren durchaus komplexe Argumentation; zu undifferenziert sind auch Dachselt's Ausführungen zur Dichtung als »einzige[m] Ort der rhetorischen Praxis« in der »späteren Antike« (S. 72) – als gäbe es die Deklamationspraxis, die öffentlichen Redeaufführungen und die Schriftrhetorik in den Verwaltungen des römischen Kaiserreiches nicht. Die Ausführungen zum Pathos in den *officia inventio* und *dispositio* nehmen ihren Ausgang von Aristoteles' Topos-Katalog im zweiten Buch der *Rhetorik* (S. 81 f.). Nicht diskutiert wird allerdings, wie die Findung und Anordnung von »pathetischen« Argumenten mit ihrer affektvollen Versprachlichung zusammenhängen; das aber war doch ein Ziel der Untersuchung. Gerade die Abschnitte über *inventio* und *dispositio* enthalten viele Selbstverständlichkeiten, die mit dem Thema der Arbeit nur wenig zu tun haben (»In der Tragödie wird ein

Konflikt meist ›tragisch‹ gelöst: einer oder beide Gegenspieler gehen zugrunde.«, S. 86). Der Abschnitt über die *elocutio* bietet im wesentlichen einen knappen und nicht sehr differenzierten Überblick über die rhetorische Figurenlehre (S. 88 ff.). Dachzelt arbeitet sich an dem semiotischen Problem ab, daß die Verbindung von sprachlichem Ausdruck und pathetischem Inhalt keinen immergültigen rhetorischen Code bildet. Es gibt also »Figuren des hohen Stils«, die »vom spezifisch rhetorischen Pathos« entfernt sind: Pathos läßt sich also »in ganz unpathetischen Texten« entdecken, »d.h. in Texten, die nicht unmittelbar an die Emotionen appellieren« (S. 95). In solchen Formulierungen zeigen sich die methodischen Probleme aufs Deutlichste. Pseudo-Longins *Genesis-Zitat* (›fiat lux‹) schließlich bietet ein wirkmächtiges Beispiel für diese zunächst paradox anmutende Koppelung; Dachzelt aber kennt die Rezeptionsgeschichte von *Peri hypsous* nicht. Exkurse in die antike Philosophie (Kapitel 4), womit in erster Linie die Vorsokratiker, Platon und Aristoteles gemeint sind, schließen sich an; in ihnen geht es um das Problem der ethischen Wertung der Affekte und ihren Platz in einer Hierarchie der einzelnen Seelenvermögen (bei Platon, vgl. S. 111 ff.). Die Arbeit zieht Parallelen zur Entwicklung in der Tragödientheorie (Lessing, Schiller) und der Poetik (Dubos) seit dem Beginn des 18. Jahrhunderts. Dachzelt greift hier auf Alfred Bäumlers (1923) – heute sicherlich zu hinterfragendes – »Irrationalismus«-Konzept zurück: Im Pathos artikuliert sich ein unterdrücktes ›Anderes‹ der Vernunft, das seit der Aufklärung als Komplement der *ratio* begriffen wird. Das fünfte Kapitel schließlich behandelt das *genus grande* seit der Antike (mit dem die ›Pathosformeln‹ A. Warburgs und E. R. Curtius' allerdings nichts zu tun haben, vgl. S. 135 f.). Den Zusammenhang von Affekt und Sprache untersucht die Arbeit am Beispiel von frühneuzeitlichen Übersetzungen. Dachzelt kommt hier kaum über populäre Wertungsklischees bezüglich der fehlenden Eleganz des Frühneuhochdeutschen hinaus (vgl. S. 144 f.). Die älteren Arbeiten von H. O. Burger, P. Böckmann und Curtius bilden den Deutungshintergrund; die neuere Forschung bleibt auch hier unberücksichtigt. Der Gesichtspunkt der Herrschaft des rhetorischen Paradigmas bis zum Ende des 18. Jahrhunderts verbindet diese Kapitel zu einer Einheit: »Der Begriff des Pathos und des Pathetischen erscheint seit dem 18. Jahrhundert, aus dem festen Gefüge der rhetorischen Poetik entlassen, in allen möglichen mehr oder weniger haltbaren Varianten in Philosophie, Ästhetik, Poetik und Kritik.« (S. 166).

Die Auflösungsgeschichte des Pathos beschreiben die Kapitel 6 bis 9. Dachzelt beginnt bei Kleist und Büchner, geht zu Nietzsche über und behandelt schließlich die Satiren Karl Kraus' (Pathos als Machtmittel, S. 283 f.). Bei Peter Handke mündet die Rede vom Pathetischen in der Gegenwart in ein ›neues Pathos‹. Grundlage dieser weiträumigen Argumentation bildet eine Darstellung der einschlägigen Erhabenheitstheorien Schillers und Kants (S. 178 ff.); jeweils ohne Bezug zur neueren Forschung. An Schillers *Maria Stuart*, das »recht genau dem Ideal des fünfteiligen Dramas« (S. 193) entspreche, zeigt er dessen dramatisches Pathos (S. 192 ff.); Dachzelt gelangt hierbei allerdings kaum über Gert Ueding's ältere Arbeit zu Schillers Rhetorik (1971) hinaus. Kleist, Büchner und Nietzsche stehen für die »Umwertung des *genus grande*« (S. 205; Überschrift) im 19. Jahrhundert: »Zwei Aspekte dieses neuen Pathos sind zentral [...]: 1. die Ersetzung der ›hohen Gegenstände‹ als Quellen des Pathos durch subjektivere, nach älterer Bewertung ›niedrige‹ Antriebe; und 2. der Verlust des rhetorischen Vertrauens auf eine gegebene Darstellungs- und Wirkungskraft der Sprache, an dessen Stelle eine Auseinandersetzung mit der Sprache als widerspenstigem, historisch belastetem Material im modernen Sinne tritt.« (S. 205). Das zeigt die Arbeit dann an kursorischen Analysen von Kleists *Penthesilea* und Büchners *Danton's Tod*. Das ›neue Pathos‹, auf das Dachselt's Darstellung zielt, weicht also von den Normen des rhetorischen *genus grande* ab; die alte Einheit von Sach-Angemessenheit (*aptum*) und sprachlichem Ausdruck (*res* und *verba*) zerbricht also. Es entsteht eine Form des Pathos, die sich rhetorischer Regulierung entzieht – was Dachzelt auch mit Kleists und Büchners distanzierter Haltung zur Rhetorik erklären möchte (Gerhard Schaub's Untersuchung von 1975, *Georg Büchner und die Schulrhetorik*, findet dabei keine Erwähnung): »ihr Pathos ist näher an Affekt, Trieb und Leidenschaft als an den vormals privilegierten erhabenen Regungen.« (S. 232). Eine ähnlich paradoxe Ausgangssituation (Ablehnung der Rhetorik vs. Philosophie des ›großen Stils‹) zeige sich auch bei Nietzsche, dem großen Theoretiker dieses neuen Pathos (S. 237 und S. 241).

Nach dem Ende der Rhetorik werden die sprachlichen Mittel der Affektrhetorik, so Dachselt's abschließende These, universell verwendbar: verdächtig erscheint also nur die *ars rhetorica* als Dis-

ziplin, nicht die ›Rhetorizität‹ von Sprache als solcher. Besonders die »Gefühlstechniker der Unterhaltungsindustrie« (S. 245) setzen sie ein, während Pathos in der modernen Dichtung und der öffentlichen Rede seit dem Beginn des 20. Jahrhunderts verschwunden sei (S. 246, S. 300). Die ›politisch agierende (und agitierende) Kunst und der ›pathetische Künstler‹ (Genie-Kult, George-Kreis) sind für Dachselts die beiden letzten Residuen des pathetischen Stils (vgl. S. 247 ff.). Sie bilden das rhetorische »Gegenprogramm« zur anti-rhetorischen Theorie der modernen Lyrik (S. 251) In dieser Diskursgeschichte von ›Pathos‹ bildet Peter Handke den (vorläufigen) Schlußstein. In *Langsame Heimkehr* (1981) und den *Überlegungen in der Geschichte des Bleistifts* (1982) entdeckt er ein verstecktes Reflexionspotential: Mehr als jede Theorie des Pathetischen thematisierten Handkes Texte, »was aus dem Pathos geworden ist und welche Haltung zur Sprache und zur Erfahrung nötig ist, um heute pathetisch zu schreiben.« (S. 300). Konsequenz schließt die Arbeit mit einem Plädoyer für das Pathetische (S. 322).

Dachselts Untersuchung stellt keinen systematischen Beitrag zur Geschichte der Poetik dar, wie der Untertitel der Arbeit suggeriert. Dazu ist der methodische Zugang zum Problem zu diffus, sind die Untersuchungskategorien und -ebenen zu unscharf. Die Texte der europäischen Poetik-Tradition werden gar nicht analysiert. Der Innovationswert der Arbeit wird nur selten sichtbar, weil der aktuelle Forschungsstand dem Verfasser unbekannt zu sein scheint (das *Historische Wörterbuch der Rhetorik* mit zahlreichen einschlägigen Artikeln etwa wird nicht erwähnt). So bleibt am Ende ein zwiespältiges Gefühl.

Dietmar Till